



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Ereignisse in Ostindien. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Ereignisse in Ostindien

1.

Wer unbefangen die Geschichte Ostindiens in den letzten Jahrzehnten verfolgt und daneben die Fäden des Aufstands hält, so weit sie bis jetzt sichtbar hervortreten, der wird sich schwerlich der Ueberzeugung verschließen können, daß der Aufstand eine Erhebung der früher herrschenden Classen ist. Darauf weisen schon dessen Hauptbestandtheile hin, die Muhammedaner und die Kaste der Braminen. Ein muhammedanischer Fürst war es, der einst als unabhängiger Fürst Ostindien von Delhi aus beherrschte, und dessen Nachfolger jetzt nur noch als der Schatten der einstigen Größe fortlebten, und Muhammedaner bekleideten damals die wichtigsten und einträglichsten Posten. Daß Muhammedaner für das große Verbrechen der Engländer, das Schweine- und Ochsenfett in den Sipoypatronen, nicht sehr tief fühlten, versteht sich von selbst; mehr aber noch, sie hegen für indische Gebräuche und Religionsansichten dieselbe gründliche Verachtung, wodurch die eifrigen Bekenner des Islams in allen Orten andern Religionen gegenüber sich auszeichnen. Sie verfolgen daher ganz gewiß andere Zwecke als die Erhaltung der reinen Braminentaste, nämlich die der Herrschaft, wozu sie sich kraft ihrer größern Energie besser eignen, als die zahmeren Hindus. Wenn aber diese, obgleich an Zahl der Bevölkerung die Muhammedaner weit überragend, in ihrer vornehmsten Kaste den letztern freiwillig die Herrschaft überlassen, so liegt das an den Ursachen, weshalb diese sich so eifrig beim Aufstand betheiligt. Das Gefühl und die Gewohnheiten dieser Kaste sind priesterlicher Art, und wenn auch die Engländer nicht entfernt daran gedacht haben, das Christenthum gewaltsam in Ostindien einzuführen, oder auch nur das Kastenwesen in irgend welcher Art zu durchbrechen, so hat doch ihr moralischer und geistiger Einfluß nicht minder wie die Ausübung ihrer Gewalt manche der altgewohnten Sitten und noch mehr der damit verbundenen Einkünfte zu beschädigen angefangen, und war namentlich in den letzten Jahren dieser Zersezungsproceß des alten Hinduthums sichtbar vorgeschritten.

Das ist nun die breite Grundlage, auf welcher sich Muhammedaner und Hindubraminen zur Erhebung gegen die Engländer verbündeten; es galt ihnen die Wiedereroberung der alten verlorenen Herrlichkeit. Man wird daraus auch erkennen, wie viel Wahres an dem in englischen Blättern geführten Streite ist, ob nämlich der Aufstand ein nationaler oder bloß ein militärischer sei. Er ist kein nationaler, insofern, so weit wir wissen, bis jetzt nur die höhern Kasten an ihm Antheil genommen haben, an die sich bei der Gelegenheit natürlich alles, was Gefindel heißt und Mord und Plünderung will, angeschlossen hat; dagegen hat der eigentliche Bauer, also die Masse der Be-

völkerung sich noch nicht erhoben, wozu sie grade in den Gegenden, welche den Mittelpunkt des Aufstandes bilden, auch am allerwenigsten Veranlassung hat. Er ist aber auch kein bloß militärischer, insofern er unverkennbar einen socialen Hintergrund hat. Das zeigt sich grade an der Patronengeschichte; das Abbeißen der Schweine- oder Dachsenfettpatronen hätte die Sipoy's in ihrer Kaste d. h. in ihrer ganzen gesellschaftlichen und bürgerlichen Stellung herabgewürdigt. Es war in der That das Gegentheil einer schlechten Behandlung, die den Truppen Bengalens zu Theil geworden war. Während es z. B. in den Vorschriften über die Recrutirung des Bombayheeres einfach heißt: „Wir nehmen jeden an, solche ausgenommen, die zum Diebstahl, zur Trunkenheit oder zu andern zerstörenden Lastern geneigt sind,“ lautet die Vorschrift in Bengalen schon ganz anders: „Vorzügliche Sorge soll getragen werden, um alle Personen der niedern Kasten auszuschließen und namentlich alle kleinen Händler, alle Schreiber, Barbieri, Delmänner (oilmen), Schäfer, Dachdecker, Pfandverleiher, gramparehers, Lastträger, Confectmacher, Gärtner und Höfer, so wie alle andern, welche regelmäßig zu niedern Beschäftigungen verwandt werden.“ Weiter kann sicher die Sorge für die Kaste nicht gehen, indem so die hochgeborenen Braminen vor jeder Berührung mit den unheiligen Leibern der niedern Menschenarten bewahrt wurden, und haben sie jederzeit mit Aufstand gedroht, falls man sie solchem Unheil aussetzte. Ein jedes bengalische Regiment bestand auch im Durchschnitt aus 330 Braminen, 330 Nadschputen, der Kaste der Chetryas (wie die Engländer schreiben) angehörig, 150 Muselmännern und 150 Hindus von anderweitiger guter Abstammung. Wie im Uebrigen die Disciplin oder der Mangel an Disciplin im bengalischen Heere war, davon hat der jüngst im Parlamente oft genannte Brigadegeneral Jacob folgende anziehende Schilderung gegeben: „Das erste, was ein Bengal-Sipoy vornimmt, wenn er die Wache bezieht, ist, daß er Waffen, Uniform und Kleidung ablegt, die Gewehre werden zusammengestellt und eine Schildwache postirt, die in der Regel, nicht immer, in gehöriger Uniform bleibt; alle übrigen, die Unteroffiziere eingeschlossen, legen Waffen und Zeug ab. Ist etwa Wasser in der Nähe, so gehen sie dahin, und benetzen sich damit, wie es alle Ostindier machen; andernfalls bedecken sie sich mit Tüchern und legen sich zum Schlafen nieder, vollkommen nackt mit Ausnahme einer Languoten (Leibbinde?). Glaubt der Posten lange genug Schildwache gestanden zu haben, so brüllt er aus, daß jemand ihn ablösen möge. Nach etniger Zeit erhebt sich dann ein Sipoy aus seiner Decke und legt nach einigem Gähnen und Dehnen Kleider und Uniform an, nimmt aber nicht sein Gewehr, denn das würde zu viel Mühe machen und den ganzen Gewehrstand umzuwerfen drohen; dann geht er zum Posten, nimmt ihm das Gewehr ab und seine Stelle ein; der abgelöste Mann geht nun weg und zieht sich aus wie die andern.“ So

viel man nun auch den schlaffen Gewohnheiten der Ostindier und den Einflüssen des heißen Klimas zu Gute halten mag, so ist doch in dieser Vernachlässigung der gewöhnlichsten militärischen Pflichten ein Zustand bezeichnet, der auch in andern Symptomen hervorgetreten ist. Es ist wiederholt im Parlamente erwähnt worden, daß kaum ein Jahr vorübergegangen ist, ohne daß dies oder jenes Regiment des bengalischen Heeres in Unruhe oder offene Widersetzlichkeit gerieth, wozu es denn an Vorwänden niemals fehlte. Und auf der andern Seite ist es wahrhaft erstaunlich, wie sehr die englische Heeresverwaltung bemüht war, jeden, auch den leisesten Anstoß gegen die Sitten und Gebräuche der im bengalischen Heere dienenden Hindubraminen zu entfernen, ja in welchem Grade die höhern Offiziere besonders viel auf diesen Theil des indischen Heeres hielten. War der Grund davon die durchschnittliche Schönheit der Mannschaften oder entsprach ihre Zusammensetzung dem aristokratischen Geschmack der Engländer? Dabei war grade das bengalische Heer das verhältnißmäßig am wenigsten für die Engländer verwendbare, da sie sich nur innerhalb der eigentlichen ostindischen Grenzen gebrauchen ließen, also nicht z. B. in China oder in Persien, oder nicht in Hinterindien, sofern sie in Schiffen dorthin gebracht werden sollten, weshalb sie den weit beschwerlicheren und kostspieligern Landweg einzuschlagen hatten. Man ist fast geneigt anzunehmen, daß diese übergroße Zuvorkommenheit von Seiten der Engländer die schon an sich sehr anspruchsvollen Hindubraminen noch mehr in ihrem Dünkel bestärkt, ja vielleicht sogar sie zu dem Glauben veranlaßt hat, als sei nicht englische Toleranz, sondern englische Schwäche die Ursache ihrer Auszeichnung, eine doppelt gefährliche Annahme in den Augen des Orientalen.

Sollte denn aber dieses Heer, das neuerdings mit so entsetzlicher Grausamkeit gegen alles, was Engländer heißt, gewüthet hat, ohne alle und jede Veranlassung zum Aufstand gewesen sein? Oder sollte man annehmen dürfen, daß englische Nachsicht selbst die Veranlassung dazu gegeben habe? Oder vielleicht gar, daß auswärtiger, namentlich russischer Einfluß die Empörung herbeigeführt habe? Wir erwähnen dieser letztern Ursache, mit der sich namentlich die Leitartikel der Morning Post abgeben, nur zu dem Zweck, um sie entschieden zurückzuweisen. Nicht weil der Generalgouverneur von Indien für gut befunden hat sie zu widerlegen, sondern weil weder innere noch äußere Veranlassung da ist, daran zu glauben. Rußlands Fortschritte nach Ostindien zu sind trotz manchen erheblichen Vordringens doch am wenigsten der Mit gewesen, um der eingeborenen Bevölkerung von Ostindien in die Augen zu fallen, und selbst den Führern und Anstiftern des Aufstandes konnte Rußland keinen Beistand in Aussicht stellen. Ein Anderes freilich wäre es, wie weit die russische Politik die jetzt eingetretenen Verwicklungen in ihrem Interesse auszubenten im Stande oder Willens ist.

Daß der Zustand Ostindiens vor hundert Jahren, als zuerst die Engländer im südlichen Bengalen ausgebreitete Landstriche in Besitz nahmen, ein nichts weniger als behaglicher gewesen, leidet gar keinen Zweifel. Ein Schattenkaiser und unzählige Satrapen oder freie Gebieter, die einander bekriegten und deren jeder so viel Schätze sammelte, als sie ihren Unterthanen nur entreißen konnten — wozu dann zur Abwechslung verheerende Einbrüche vom Norden her kamen —, das ist in seinen allgemeinen Zügen das Bild der vor-englischen Zeit. Die ungeheure Pracht der Fürsten und vor allem des Großmoguls, von der unsere Vorfahren nur mit Staunen sprechen konnten, war wie alle derartige Pracht, aus dem Schweiß und dem Blute des Landes zusammengebracht. Wie wenig der indischen Bevölkerung mit der Nähe ihrer Herrscher gedient war, beweist folgender Vorfall aus der Regierung des durch sein Wohlwollen noch vor andern Herrschern Indiens hervorragenden Schah Jehan. Er hatte in einer der lieblichen Gegenden der Gangeskanäle nicht weit von Delhi einen Sommeraufenthalt für sich, sein Serail und seinen Hofhalt ausgewählt. Die Umgegend aber, anstatt über die directen und indirecten Vortheile, die sich sonst an einen fürstlichen Hofhalt knüpfen, erfreut zu sein, ergriff ein ebenso entscheidendes als sinnreiches Mittel, um ihn möglichst rasch wieder los zu werden. Eines schönen Morgens meldeten sich eine Anzahl mit Kropf behafteter Frauenzimmer, die man eigens zu diesem Zweck hatte kommen lassen, vor dem fürstlichen Serail, um dort Lebensmittel zu verkaufen. Natürlich wollten die Einwohnerinnen die Krankheit wissen, welche diese fürchterlichen Auswüchse hervorgebracht hatte, und erfuhren nun zu ihrem Schrecken, das Wasser und die Luft der Gegend trügen die Schuld. Begreiflicherweise ruhten nun die Schönen des Harems nicht eher, bis der fürstliche Aufenthalt anders wohin verlegt war. Wie gesagt, das geschah noch unter einem der bessern Herrscher, dessen Regierung man noch lange als das goldene Zeitalter Ostindiens betrachtete. Wie alles orientalische Aufblühen war auch das zu seiner Zeit stattfindende das Werk der Herrscherlaune und des Zufalls, und unterhalb desselben, so weit als das Auge und die Hand des Fürsten nicht reichte, war Druck und Plünderung. Noch schlimmer war es unter seinem Nachfolger Aurungzeb, unter welchem Indien durch innere Kriege verheert wurde. An Schätzen und an Pracht fehlte es freilich auch an seinem Hofe nicht. Daß die Großmoguls hie und da ein großes Werk anlegten, einen prachtvollen Palast oder Tempel bauten, einen Kanal graben ließen, war in der Regel gleichfalls nur die Eingebung einer Laune oder eines vorübergehenden Bedürfnisses. Der große zur Zeit des Schah Jehan angelegte Delhikanal war, als die Engländer dahin gelangten, ganz unbrauchbar geworden, und erst die ostindische Compagnie hat, freilich spät genug, erst in den letzten Jahrzehnten, die reichlichen Gewässer des Ganges und des

Dschamna durch Kanalverbindungen zu landwirthschaftlichen Zwecken nutzbar gemacht, und so eine Gegend, die bisher bei jedem Ernteaussfall der Hungersnoth nahe kam, zu einer wahren Kornkammer erhoben. Es ist ein eigenthümliches Schicksal, daß grade diese Gegend der Mittelpunkt der Empörung gegen die englische Herrschaft geworden ist; wahrscheinlich ist das aber auch der Grund, weshalb allen Nachrichten zufolge die ackerbautreibende Bevölkerung an dem Aufstande nicht Theil genommen, hie und da selbst eine feindselige Stellung gegen die Sivoy's eingenommen hat. Unter den muhammedanischen Kaisern war für dieselbe ein Zustand des Gedeihens und des Wohllebens um so weniger erreichbar, da der ganze Nordwesten Bengalens bis nach Surat hinab voll war von Räubern und Mördern. Wir besitzen noch in der naiven Erzählung eines waghalsigen Beamten der englischen Compagnie vom J. 1617 eine Bestätigung dieses gefährlichen Zustandes. Grade die arbeitende Classe, der großen Mehrzahl nach Hindus, litt am meisten darunter.

Ebensowenig aber waren die religiösen Zustände des Landes für dessen Aufkommen förderlich. Bei der buntesten Verschiedenheit im Glaubensbekenntniß war ihnen allen doch ein Grundzug gemeinsam, der der strengsten Abschließung voneinander. Die Kaste oder die Abstammung gab einem jeden die Stellung im Leben, und zwar nicht bloß in religiöser, sondern auch in bürgerlicher Beziehung, denn an die Kaste schloß sich das Familien- und das Erbrecht. Die künftige und die jetzige Existenz ist also für den Hindu aufs Engste damit verknüpft, daß er nichts vornehme, was den Verlust der Kaste nach sich ziehen könnte. Vor allen Dingen beschädigt ihn die Berührung des Unreinen, sei dies ein Mensch von niederer oder überhaupt keiner Kaste oder ein verbotener Gegenstand. Er ist daher ewig von gesellschaftlichen Schranken umgeben, die sein Dasein fesseln. Mögen wir auch die tiefe Weisheit des ältern Hinduthums noch so sehr bewundern, die Form hatte allmählig das Wesen ganz verdeckt, so sehr, daß von einem sittlichen Einfluß der Braminenreligion kaum noch die Rede sein konnte. Die Bestechlichkeit, die Unzuverlässigkeit, die Lüge und der Meineid, das waren grade die Eigenschaften der höhern Classen, welche die Engländer als Erbschaft der Vergangenheit anzutreten hatten, und welche es ihnen sehr lange fast als unmöglich erscheinen ließen, die Eingebornen in größerer Zahl zu einflussreichen Beamtenstellen zu verwenden. Sie haben erst mit der Zeit und durch das eigne Beispiel der mannhaften Geradheit sich eine bessere und zuverlässigere Generation erziehen müssen. Ein religiöser Eifer zum Profelytismus mußte natürlich den eigentlichen Hindus ganz fehlen; nur die Muhammedaner hatten noch jenen Geist der Eroberung bewahrt, der noch immer gern zu gewaltsamen Befehrungen griff. Gemeinsam aber hatten Hindus sowol als Muhammedaner ein zahlreiches, unwissendes und begehrlisches Priesterthum. Nirgend so wie in Ost-

indien hat es das Fett des Landes für sich abzuschöpfen gewußt, nirgend so wie hier die gesammten geistigen und sittlichen Regungen des Volkes in ihrem Bann gehalten.

Es ist nothwendig diese Nachtseiten der vorenglischen Zeit hervorzuheben, um zu zeigen, wo denn eigentlich die Schwierigkeiten lagen, mit denen die Engländer zu kämpfen hatten. Zuerst mit der Raubbegierde und der socialen Stellung der höhern Classen. Zu vornehm um zu arbeiten, vielleicht auch zu hoch in der Kaste oder dem kastenmäßigen Ansehn, um arbeiten zu können, an Macht und Ansehen, selbst an Uebergriffe von Alters her gewohnt, war es grade für sie doppelt schwer, sich in geordnete Zustände zu finden, wie sie die Engländer im eignen Interesse einführen mußten. Daß dabei nicht selten eine Verletzung ihrer Vorurtheile oder um uns milder auszu- drücken, ihrer religiösen Ansichten und Gefühle vorgekommen, läßt sich denken. Wir wollen ein Beispiel erwähnen. Ein Radschpute von hoher Abstammung hatte seine Mutter und zwar auf deren eignes dringendes Verlangen getödtet, weil sie sich dadurch entehrt fühlte, daß einige Muhammedaner sie ganz zufällig hatten essen sehen. Er ward von den englischen Behörden zur Verantwortung gezogen und hingerichtet, ohne auch nur zu begreifen, daß und worin er unrecht gehandelt habe, und selbst jetzt den Tod wünschend, weil seine Gefangenschaft ihn in zu nahe Berührung mit unreinen Kasten gebracht hatte. Oder, was namentlich von Disraeli als eine Beschwerde der Ostindier dargestellt wurde, der Generalgouverneur Dalhousie hatte den Beschluß gefaßt und durchgeführt, den in frühern Verwirrungen erworbenen unrechtmäßigen Besitz an Ländereien von Stiftungen und Einzelnen zu reclamiren, allerdings zumeist in der Absicht, den Finanzen der Compagnie aufzuhelfen. Die englische Verwaltung hatte ein unzweifelhaftes Recht zu dieser Maßregel, die sich selbst durch ihre Zweckmäßigkeit insofern empfahl, als sie der Bevölkerung ebenso viel an anderweitiger Besteuerung ersparte; klug haben aber die Engländer gewiß nicht dabei gehandelt, weil sie damit vielfache religiöse und gesellschaftliche Interessen verletzten, vor allem in dem noch einflußreichen alten Adel des Landes das Gefühl seiner verlorenen hohen Stellung und jetzigen großen Abhängigkeit verstärkten. Aber auf der andern Seite läßt es sich ebensowenig verkennen, daß für die Engländer eine unbedingte Nothwendigkeit da war, mit solchen alten Institutionen ihres ostindischen Ländergebiets zu brechen, als sie den Bedingungen ihrer Herrschaft widersprachen. Sie hatten nur dafür zu sorgen, daß Maßregeln getroffen wurden, um jeden Groll über die Ausübung ihrer Rechte auf die Dauer zurückzudrängen, und daß sie das nicht zur Genüge gethan haben, darin vielleicht liegt ihr größter Fehler. Wir wollen hier noch auf einen andern Punkt kommen, den Disraeli im Unterhause gleichfalls angeregt hat, den in Betreff des Ausschusses von Adoptionen. Solche, so

mußte er zu berichten, wären von Alters her in Ostindien Gebrauch gewesen, weil nur der Sohn gewisse nothwendige Riten für einen Verstorbenen vollziehen könne, der Adoptirte aber in Ermangelung eigener Kinder vollständig an die Stelle des Sohnes trete. Wir fühlen uns nicht im Stande, diese Angaben zu bestätigen oder zu widerlegen; im Allgemeinen werden sie richtig sein, da sie nirgend im Parlamente oder in der Presse Widerspruch gefunden haben; darin aber dürfte man unzweifelhaft der englischen Verwaltung beistimmen können, daß solche Adoptionen für sie nicht maßgebend seien, wo es sich um von ihr einem frühern Herrscher und dessen Nachkommen garantierte Rechte handele. Aber auch hier meinen wir, liegt weniger eine Frage des abstracten Rechts als vielmehr eine Frage der politischen Klugheit vor und wir glauben nicht, daß Disraeli nachgewiesen hat, die englische Verwaltung habe in allen Fällen, wo sie solche Adoptionen nicht anerkannte, unrecht verfahren.

So viel dürften wir wol klar gemacht haben, daß zwischen den Gewohnheiten und den Ansprüchen der höhern Classen der indischen Gesellschaft und dem durch die Engländer begründeten Rechtszustand eine Unvereinbarkeit bestand, welche mit der Zeit immer stärker hervortreten und daher nothwendig auch zu Collisionen führen mußte. Daß die untern Classen dadurch höchstens insoweit berührt wurden, als vielleicht mitunter auch ihre Traditionen und Ansichten verletzt wurden, versteht sich von selbst, während sonst im Allgemeinen die von den Engländern hergestellten öffentlichen Zustände, die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums und das Aufhören willkürlicher Expropiationen, gradewegs zu ihrem Vortheil gereichten. Wir werden noch darauf zurückkommen, welche andere Schwierigkeiten die Engländer noch zur Herstellung geordneterer Verhältnisse zu bekämpfen hatten. Aber sie mußten auch nach weitem Richtungen die Gewohnheiten und Ansprüche der höhern ostindischen Classen verletzen. Dahin gehört namentlich die von ihnen getroffene Verfügung, daß der zum Christenthum übertretende Hindu sein Erbrecht nicht verliere. Wir haben schon erwähnt, daß auch dieses nach alter Sitte mit durch die Kaste bedingt ist, die natürlich durch Annahme des Christenthums eingebüßt wird. Wir zweifeln, ob Disraeli zu einer andern Zeit als in Folge des Aufstands den Muth gehabt hätte, jene Bestimmung dem Unterhause als eine gerechte Beschwerde der Hindus darzustellen; für englische Herrscher war es eben eine reine Unmöglichkeit, ihren eignen Glauben für Herabwürdigung zu erklären und mit Strafe zu belegen. Um so tiefer aber ward eine solche Neuerung vom braminischen Priestertum empfunden, da sie eine der wichtigsten Schranken aufhob, welche dem Eindringen des britischen Geistes in die Hindugesellschaft so lange einen erfolgreichen Damm entgegengesetzt hatte. Man wird diesen Einfluß, der freilich noch lange keine eigentliche Bekehrungssucht involvirt, nicht gar zu gering anzuschlagen haben. Der Hindu ist im Allgemeinen eine denkfähige, geistreiche

und kräftigen Eindrücken fast widerstandslos hingeebene Natur; er liebt den dialektischen Kampf und fühlt den Halt unter seinem Boden weichen, sobald er sich geistig von seinen bisherigen Traditionen emancipirt hat. Man wird daher leicht begreifen, wie sehr die höhere Civilisation der Engländer, ihr Wissen und ihre Beherrschung der Naturkräfte grade auf die empfänglichen Geister unter den Hindus eingewirkt haben, und einzelne solcher Beispiele sind selbst in Europa bekannt geworden. Dazu kamen denn die positiven Bestrebungen zur Erziehung besonders der höhern Classen. Schon im Jahre 1813 hatte das Parlament bei der Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie festgesetzt, daß aus deren Einkünften alljährlich ein Laak Rupien (10,000 Pfd. Sterl.) für Unterrichtszwecke zu Gunsten der Eingebornen Indiens verwandt werden sollte; doch vergingen zehn Jahre, ehe man dies so lange aufgesammelte Geld seiner Bestimmung zuzuführen begann. Schon vorher, im Jahre 1816, war nämlich durch Privatmittel die „Hindustiftung zu Kalkutta“ (Hindoo College of Calcutta) begründet worden; dieser Stiftung, die nicht recht mehr vorwärts wollte, wandte die Regierung jetzt ihre Aufmerksamkeit und ihre Geldmittel zu. Die Anstalt gedieh zwar von jetzt an wieder, aber wunderlicherweise erhielt sie in den nächstfolgenden Jahren eine ihren Zwecken wesentlich zuwiderlaufende Richtung. Nicht die Ostindier erhielten Unterricht in europäischem Wissen, sondern die Europäer cultivirten mit Eifer indische Studien, bis der Generalgouverneur Lord William Bentinck im Jahre 1835 die Zurückführung der öffentlichen Gelder auf ihre eigentliche Bestimmung wieder anordnete. Er hatte bei dieser Umformung keine geringere Persönlichkeit als Macaulay, der damals im geheimen Rath Ostindiens saß, zur Seite, und der jetzt die Oberleitung dieses Instituts übernahm. Eigentlich erst von dieser Zeit an beginnt der Einfluß englischer Bildung auf die höhern Classen Hindostans. Erst mit Mißtrauen, dann als Mittel zur Beförderung in höhern Stellen, schickten sie ihre Söhne in die englischen Schulen; ja gaben es selbst zu, daß sie hundertjährigen Vorurtheilen zum Troß zum Zweck medicinischer Studien die Anatomie besuchten. Man steht aus solchen Zügen, daß im gewöhnlichen Verlauf der Dinge die Gefahr für das alte Braminenthum nicht ganz unbedeutend zu werden anfing. Es war auch wirklich mehr diese Gefahr der Untergrabung des bisherigen Geistes, welche die Orthodorie jeder Farbe mit richtigem Instinct als besonders bedrohlich herausgeföhlt hat, als die positiven Eindrücke, welche die hindostanische Jugend hier und da empfing, welche in frommen Gemüthern so großes Mißtrauen erregte. Denn die englische Bildung wurde mit sehr seltenen Ausnahmen im Leben nicht fortgesetzt und verschwand bald unter dem hergebrachten Wesen, das freilich von jetzt an mehr durch die Gewöhnung als den alten naiven Glauben aufrecht erhalten wurde. Eine Statistik der von der englischen Verwaltung in Niederbengalen gestifteten oder

unterstützten Schulen weist gegen 30 höhere (in denen nämlich englisch gelehrt wird) und 33 niedere Schulen, jene mit 5465, diese mit 4685 Schülern für das Jahr 1851 nach, eine gewiß sehr kleine Zahl im Verhältniß zur Bevölkerung, doch groß genug für die Anfänge des Umsichgreifens englischen Geistes. In den nordwestlichen Provinzen Bengalens waren zur selben Zeit 7 englische Schulen mit 1582 Schülern, in der Präsidentschaft Madras nur eine mit 180 Schülern, und eine unbekannte, aber wahrscheinlich nur geringe Zahl von niedern Schulen. In Bombay waren 14 höhere Schulen mit 2066 Schülern und 233 niedere mit 11,394 Schülern. Die ganze Ausgabe für all diese Anstalten betrug zu dieser Zeit etwa 70,000 Pfund. Sterl.; sie wurde aber nicht ganz aus öffentlichen Mitteln geliefert.

Indeß wie verhältnißmäßig klein diese Zahlen auch erscheinen mögen, so waren sie doch um ein ganz Bedeutendes größer als etwa ein Jahrzehnt vorher. Mit diesen Eroberungen des christlichen Geistes gingen, wenn man Anstrengungen und Resultate vergleicht, durchaus nicht parallel die der christlichen Kirchen. Wir müssen bei der hervorragenden Bedeutung, welche das Befehrwesen für Ostindien genommen hat, bei diesem Gegenstande wol etwas länger verweilen. Von Anbeginn der englischen Eroberungen in Ostindien haben sich in England selbst zwei Parteien scharf einander gegenübergestellt: die eine, welche nur vom Handelsverkehr wissen und die religiösen Eigenthümlichkeiten der Hindus gänzlich unberührt lassen wollte, die andere, die dort ein weites Feld zu Befehrungen für den christlichen Glauben erblickte. Am bescheidensten war noch der in dem Jahre 1698 ertheilte Freibrief, der alle nach Indien ausgesandte Geistlichen verpflichtete, die portugiesische Sprache zu lernen, um vermöge derselben die Diener und Sklaven der Compagnie, so weit sie Heiden wären, in der protestantischen Religion zu unterrichten. Es war aber damit wahrscheinlich weniger ein Gewinnen für das Christenthum, als eine Concurrnz mit den katholischen Missionären gemeint, und auch diese scheint auf dem Papier geblieben zu sein. Den in Ostindien weilenden Engländern lagen religiöse Bedürfnisse so wenig am Herzen, daß sie erst im Jahre 1680 dort eine Kirche erbauten, obgleich seit Errichtung einer förmlichen Präsidentschaft daselbst bereits 27 Jahre verflossen waren. Die zweite Kirche folgte erst 1716 in Kalkutta und dabei blieb es zunächst; von geistlicher Wirksamkeit unter den Eingebornen kaum eine Spur, desto mehr Beweise aber davon, daß die britischen Geistlichen an der reichen Beute, welche die Eroberungen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts brachten, reichlichen Theil nahmen. Indessen waren bereits nicht bloß anglikanische oder auch nur englische, sondern auch deutsche und dänische Missionäre nach Ostindien gekommen, um an der erwarteten Ernte sich zu betheiligen. Die Hindernisse, welche ihnen die Eingebornen in den Weg legten, waren verhältnißmäßig wenige, vielmehr liebten dieselben es sogar,

sich in geistliche Controversen einzulassen; um so weniger Gunst fanden sie aber in den Augen der Gesellschaft, deren Beamte ihnen die möglichsten Schwierigkeiten in den Weg legten, und sie vielleicht noch mehr in den Hintergrund geschoben hätten, wären sie nicht der mächtigen Unterstützung von England aus, wo der Einfluß der Missionäre mit der Ausdehnung des englischen Reichs gestiegen ist, sicher gewesen. Getragen von dem Wunsche, ihre Stellung zu befestigen, vielleicht auch um den Eingebornen, welche an geistlichen Ceremonien so großes Wohlgefallen finden, zu imponiren, verlangten sie mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Einsetzung eines förmlichen Kirchenregiments für Ostindien mit Erzbischöfen, Bischöfen und dem ganzen Würdenträgerapparat der anglicanischen Kirche.

In dieser Zeit, während in Kalkutta und in England der Streit über das Missionswesen in Ostindien am heftigsten wüthete, zeigte es sich, daß die Eingebornen demselben nicht theilnahmslos zugeschaut hatten; der Aufstand zu Bellore brach aus. Grade wie in der neuesten Zeit wurde die Furcht vor gewaltsamem Christianistren zum Vorwand eines blutigen Aufstandes genommen; aber anders wie neuerdings in Mirut wußte der dort commandirende englische General im ersten Anlauf jede Spur der Erhebung zu vernichten; er sammelte was er rasch an Truppen zusammenbringen konnte, rückte den Aufständischen sofort zu Leibe und sprengte sie völlig. Diese Begebenheit trug sich im Jahre 1806 zu und sie war wol geeignet, den allzugroßen Missionseifer einigermaßen zu zügeln, mindestens die Abgeneigtheit der Beamten der Gesellschaft gegen denselben zu rechtfertigen. Indessen ruhte er nicht, vielmehr wurden bei der schon erwähnten Erneuerung des Freibriefs im Jahre 1813 alle Kräfte angespannt, um dem Ziele näher zu kommen. Die Regierung war gewonnen worden und am 17. Juni schlug Lord Castlereagh selbst eine Resolution des Inhalts vor, daß in Ostindien ein Bischof nebst drei Erzdechanten und zwar auf Kosten der Gesellschaft eingesetzt werden sollten. Eine andere Resolution ging noch weiter. Zur Einführung nützlicher Kenntnisse und der religiösen und moralischen Verbesserung sollten solchen Personen, welche zur Erfüllung dieser wohlwollenden Absichten in Ostindien wären oder dorthin gingen, Erleichterungen gewährt werden. Bei allem Regierungseinfluß kostete es doch große Mühe, diese Resolutionen im Unterhause durchzubringen, und zu ihrer Unterstützung bedurfte es des ganzen Feuereifers von Wilberforce. Sie wurden angenommen und am 28. Nov. 1814 landete der erste anglicanische Bischof bei Kalkutta. Die Hindus, an religiöse Pracht gewohnt, kamen den Oberpriestern ihrer Herrscher mit Freundschaft entgegen, und die nächste Erneuerung des Freibriefs (1833) brachte bereits eine Vermehrung um zwei Bischöfe, nämlich zu Bombay und Madras. Natürlich war auch die Zahl der niedern Geistlichkeit mit der Vermehrung der Engländer in Ostindien gestiegen.

Was nun die zweite der obenerwähnten Resolutionen betrifft, so ist es trotz derselben den Missionären eigentlich niemals gelungen, die Neigung der Compagniebeamten zu erwerben. Zwar vermehrte sich ihre Zahl um ein Bedeutendes, von 147 im Jahre 1830 auf 403 im Jahre 1850, allein der ganze Zuwachs an christlichen Proselyten unter einer Bevölkerung von 150 Mill. Einwohnern betrug in demselben Zeitraum nur etwa 2000 für alle christlichen Confectionen. Die ganze Anzahl von zum Christenthum Befebrten mag sich auf nicht viel mehr als etwa 3000—4000 belaufen, und hiervon sind über 300 als Prediger unter ihren Stammgenossen aufgestellt. Solche winzige Resultate waren daher ganz gewiß wenig geeignet, das Mißtrauen der Athhindus in dem Grade zu erregen, wie die Einflüsse der weltlichen Erziehung. Die Missionäre selbst haben endlich herausgeföhlt, wie gering ihre Fortschritte waren und in einer beim jezigen Generalgouverneur eingereichten Vorstellung eine kräftigere Unterstützung von Seiten der Verwaltung gefordert. Lord Canning soll, wie im Unterhause berichtet worden, zur großen Unzufriedenheit der Hindus folgendermaßen geantwortet haben: „Die Fortschritte, welche in den beiden letzten Jahren gemacht worden sind, mögen nicht der Art sein, um den Wünschen eifriger Männer zu genügen, welche bestrebt sind, wahre Kenntniß in dem unglücklichen Volke zu fördern, dessen Erleuchtung der Gegenstand ihrer täglichen Sorgen und Mühen ist. Ich tadele ihre Ungebuld nicht; daß sie die Verwaltung Indiens in der Ausführung des großen Werkes indischer Erziehung beaufsichtigen und drängen, ist nicht bloß natürlich, sondern verdient selbst Lob.“ Unvorsichtige Worte von einem höchsten Beamten, ohne Zweifel; aber wir gestehen, es wird uns schwer, das darin zu finden, was die Hindueiferer daraus haben herauslesen wollen, die Absicht der Regierung nämlich, in directer Weise das Streben der Missionäre nach allgemeiner Befehrung zu fördern. Viel schlimmer war dagegen der Eifer einzelner Beamten, namentlich auch von Militärs, wie denn von einem Oberst Wheeler berichtet wird, welcher selbst in seinem Regimente Bibeln und Tractätlein vertheilte. Es war ganz unzweifelhaft ein Fehler der Regierung, einen solchen Mißbrauch einer militärischen Stellung zu dulden.

Faßt man aber alles Gesagte unparteiisch zusammen, so wird man selbst im schlimmsten Falle nicht mehr darin erblicken, als was aus dem Zusammen treffen zweier so verschiedener Civilisationen hervorgehen mußte. Es wäre eigentlich mehr als wunderbar, falls die Engländer gar keine Anstrengungen gemacht hätten, um ihren sittlichen oder religiösen Ansichten Eingang bei den Ostindiern zu verschaffen, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß ein solches Verfahren, wäre es eingeschlagen worden, von den so wachsamem Gegnern der englischen Politik als ein neuer Beweis einer nichtswürdigen Krämerengherzigkeit hingestellt worden wäre. Man hätte vielleicht selbst mit Triumph das

Beispiel der russischen Regierung entgegengehalten, die doch erst vor Kurzem den ganzen Stamm der Buräten zum Christenthum bekehrt hat. Oder läßt sich im Ernste einen Augenblick daran zweifeln, daß selbst der verknöcherte Anglicanismus noch Keime geistiger Entwicklung gegenüber dem ganz in Außerlichkeit versunkenen Hindubraminenthum besitzt?

Also hier haben die Fehler der ostindischen Compagnie nicht gelegen, und waren es Fehler, so konnte sie gar nicht umhin, sie zu begehen. Die wirklichen Fehler lagen vielmehr nach ganz andern Richtungen, in dem gesammten Geist der indischen Verwaltung, wie er historisch aus Vorgängen entstanden war, die zur Gegenwart nicht mehr paßten.

### Die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts.

Les philosophes français du 19. siècle. Par H. Taine. Paris, Hachette & Comp.

3.

#### Cousin.

Der erste Schüler der von Napoleon gegründeten Normalschule, die dazu bestimmt war, als Herd der Ideologie das Werk ihres Gründers zu unterwühlen, war Cousin, geb. zu Paris 1792, der Sohn armer Handwerker, eines „aufgeklärten“ Vaters und einer frommen Mutter. Er trat 1800 in die Anstalt ein, und der ebenso klare als anmuthige Vortrag des Sensualisten La Romiguière\*) bestimmte ihn zum Studium der Philosophie, das im folgenden Jahr durch Royer-Collards Vorträge eine neue, bestimmte Richtung erhielt. Er zeichnete sich so aus, daß man ihm schon 1812 eine Lehrerstelle übertrug; gern hätte er in der Philosophie unterrichtet, aber Guérault, der Director der Anstalt, gab ihm das Fach der Literatur und machte ihn zum Substituten Villemains. Nachdem er in richtiger Erkenntniß seines Talents 1814 eine ihm angebotene Stelle in der Verwaltung ausgeschlagen, wurde er 1815 Professor der Philosophie am Lycée Bonaparte und Royer-Collards Stellvertreter in der philosophischen Facultät. Seit dieser Zeit beginnt seine außerordentliche Einwirkung auf die französische Bildung.

Wie sein Lehrer, ging Cousin ursprünglich von der schottischen Philosophie aus; gleich ihm war er von der Nothwendigkeit überzeugt, die bisherige analytische Methode, welche den sittlichen und religiösen Ideen keinen Spielraum gab, durch eine synthetische zu ersetzen, die auf die Natur und den

\*) Die übrigen Lehrer waren: Villemain für die französische, Mablini für die griechische, Bournouf für die lateinische Literatur.